

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg., ausschließlich Bestellgeld.

Redaktion: Tauchaer Str. 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 18693.
Sprechstunde: 6—7 Uhr abends.

Inserate werden die eingepallete Zeitspaltzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die folgende Nummer früh 9 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauchaer Str. 19/21. Telephon 2721. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr. Sonn- und Feiertags geschlossen.

Tageskalender.

Der Genosse **Wotzler** hat aus Rücksicht auf seine angegriffene Gesundheit und sein Alter, die Kandidatur in die Hände der Genossen zurückgelegt.

In der gestrigen Wählerversammlung im Centraltheater zu Leipzig erlitten die Wahlmacher der Ordnungsparteien ein Fiasko.

In **Warschau** wurden zwei Polizisten, in **Lodz** mehrere Offiziere auf offener Straße erschossen.

Der **Schah von Persien** ist tot.

Die Maske weg!

Leipzig 9. Januar.

Sie haben etwas gelernt, die Herren von den vereinigten Ordnungsparteien. Die ungenierte Autokratie des nationalliberalen Kommerzienrats Habenichts, der den Sozialdemokraten die Redefreiheit versagte, ist beseitigt. In der gestrigen Versammlung sah der Reichsgerichtsrat **Siebers** an seiner Stelle, der die Verhandlungen mit der Erklärung eröffnete; daß diesmal die Redefreiheit geachtet werden und jedem Diskussionsredner eine halbe Stunde Redezeit gewährt werden solle. Die Abmachung wurde gehalten und die Versammlung wäre glatt zu Ende gegangen, hätte der letzte Diskussionsredner der Ordnungsparteien, der **Dr. Henrici**, sich nicht eine grobe und völlig unmotivierte Beschimpfung der Sozialdemokratie zuschulden kommen lassen. Der Herr, der in der Bebelversammlung von seiner unwilligen Ironie köstliche Proben gab, bewies diesmal, daß er auch in unerschämten Verdächtigungen ein Meister ist. Er behauptete nämlich, in der Sozialdemokratie sähen viele Elemente, die sittlich minderwertig seien, besonders Verfehlungen gegen § 175 des Strafgesetzbuches seien sehr beliebt. Dieser Paragraph lautet: Die widernatürliche Unzucht, welche zwischen Personen männlichen Geschlechts oder von Menschen mit Tieren begangen wird, ist mit Gefängnis zu bestrafen; auch kann auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden. Diese ohne jeden Beweis ins Blaue hinein ausgesprochene Infamie erregte natürlich die Empörung der sozialdemokratischen Mehrheit, die sich noch steigerte, als sich der Vorsitzende leider nicht auf seine Pflicht

befann, den Verleumder zur Ordnung zu rufen. Stürmisch verlangte man, daß Jund das Schlusswort nehmen solle. Der Vorsitzende aber war anders entschlossen. Er, der die Ruhe durch ein Wort des Tadelns an Henrici mit Leichtigkeit hätte wiederherstellen können, schloß böllig unmotiviert die Versammlung, so daß allerdings bei der Mehrzahl der Eindrücke entliehen mußte, er wolle seinem Schilling Jund das Schlusswort ersparen, obwohl es doch nur im Interesse der Ordnungsparteien lag, eine Antwort auf die sachlich so schwerwiegenden Angriffe der drei sozialdemokratischen Diskussionsredner zu geben. Um so nichtswürdiger ist die Behauptung des Tageblatts, die Sozialdemokraten hätten durch Tumult die Versammlung gesprengt.

Die Rede des Herrn Jund selber war nur eine verflämte Neuauflage seiner ersten Rede. Pünktlich marschierten an denselben Stellen seines Vortrags dieselben Witzchen wieder auf, so daß man, während er sprach, immer den Geschmack von aufgewärmtem Bienenstee im Munde spürte. Und süß war er auch. Denn Herr Jund wollte es allen recht machen, den Mittelständlern vor allem. Um so mehr ignorierte er die Lebensinteressen der Arbeiter und erkannte gerade dadurch an, daß er selbst auf keine Arbeiterstimmen rechnet, als deren gegebene Vertretung er vielmehr die Sozialdemokratie ansieht. Seine Versuche, Arbeiterinteressen und Kolonialpolitik zu vereinigen, wurden vom Genossen **Lange**, der gestern höchst glücklich sprach und brausende Jureufe der Versammlung erntete, ausführlich zurückgewiesen, seine weiteren Versuche, die Arbeiter mit der Antigerwerkschaftsvorlage zu versöhnen, wurden vom Genossen **Seger** ironisch abgefertigt. Erst durch ihn schien der Justizrat zu erfahren, daß diese Vorlage durch die Auflösung des Reichstags in den Ortus geschleudert sei. Seine letzten Versuche schließlich, die Arbeiter durch Versicherungen einer wirksamen Sozialpolitik zu locken, wurden vom Genossen **Dr. Reusch** in ihrer vollständigen Hohlheit sofort nachgewiesen. Er rief der bürgerlichen Sozialpolitik die Maske vom Gesicht.

Die Frage der Sozialreform ist in erster Linie eine Frage der Finanzreform, die Finanzreform aber wurde bisher von den Nationalliberalen stets in Gestalt neuer indirekter Steuern praktiziert, die die beschaffungslosen Massen belasten. Bis 1878 war die indirekte Steuerlast etwa 7 Mk. auf den Kopf der Bevölkerung, vor dem neuen Zolltarif betrug sie 16 Mk., jetzt 20 Mk. Das heißt: der Ernährer einer fünfköpfigen Arbeiterfamilie hat allein an indirekten Steuern 100 Mk. pro Jahr zu zahlen. Das bedeutet bei einem Jahreseinkommen von 1200 Mk.

einen Monat Gratisarbeit! Und rund 90 Prozent des Volkes müssen noch mit einem derartigen Jahreseinkommen auskommen. Diese 100 Mk. stellen aber nur die Last dar, die der Arbeiter wirklich an die Staatskasse abzuliefern hat. Bei Fleisch und Brot kommt noch die durch den Zolltarif veranlasste Verteuerung der heimischen Produkte hinzu, und dieses Geld fließt natürlich in die Taschen der Privatunternehmer. Hier kommen kolossale Summen heraus. Der Zoll auf Roggen beträgt 50 Mk. für die Tonne. Von je 100 Tonnen, die auf den Markt kommen, sind aber nur 85 deutsches Getreide, die übrigen 15 muß Deutschland im Auslande kaufen, da die deutsche Landwirtschaft nicht mehr das nötige Brotgetreide produzieren kann, dessen das deutsche Volk bedarf. Die 50 Mk. Getreidezoll werden also nur von den je 15 Tonnen erhoben, die importiert werden, und dieses Geld fließt in die Staatskasse. Aber die übrigen 85 Tonnen steigen natürlich auch im Preise um je 50 Mk. Der Unterschied ist nur der, daß dieses Geld in die Privatfaschen unserer Junker fließt. Bis zum 1. März 1906 betrug die dadurch herbeigeführte Verteuerung des Getreides 814 Millionen Mark, von denen rund 120 Millionen in die Reichskasse flossen, der Rest von 694 Millionen in den Beutel der Notleidenden verschwand. Jetzt aber, unter dem neuen Zolltarif, mit seinen wahnsinnig hohen Sätzen für Brotzoll, ist die Verteuerung des Brotes fast 500 Millionen gestiegen, von 814 auf 1300 Millionen. Von diesen fließen wiederum nur 15 Prozent, d. h. 195 Millionen, in die Reichskasse, der Rest von 1105 Millionen verschwindet wiederum in den unergründlichen Taschen unserer Großgrundbesitzer. Wo das Geld bleibt, kann man an den plöblich und stark gestiegenen Grundstückspreisen der Mittergüter erleben, von denen wir vor rund einem Jahre die sprechendsten Beispiele liefern konnten. Wertsteigerungen von 150 000 auf 250 000—350 000 Mk. waren nichts Seltenes, und dieses Mehr muß natürlich aus den Rippen der arbeitenden Massen herausgewirtschaftet werden. So kommt es, daß unter den alten Zolltägern dem Vater einer fünfköpfigen Familie das Brot um 25 Mk. im Jahre verteuert wurde, jetzt um 50 Mk. Der Fleischzoll verlangte vordem von ihm 37½ Mk., jetzt aber 80 Mk. Auch hier fließt nur der geringste Teil in die Staatskasse, den Löwenanteil haben sich die Junker und Viehzüchter selber gesichert.

Und an dieser Zollpolitik will Herr Jund nichts geändert wissen. Er hat nichts dagegen einzuwenden, daß die Lasten des Reiches von den Armen getragen werden. Ausdrücklich hat er erklärt, er denke gar nicht daran, diese

Arbeiter, Parteigenossen! Rüstet zum Wahlkampf! Sorgt für Mittel!

Seuiletton.

Hans im Glück.

Roman von **Genzif Pontoppidan.**

Aus dem Dänischen übersetzt von **Mathilde Mann.**

85] **Rachdruck verboten.**

Hans wohnte nicht in demselben Hotel wie die beiden Schwestern, aber er fand sich täglich bei ihnen ein, um sie auf Spaziergängen zu begleiten oder mit ihnen in den skandinavischen Verein zu gehen, wo sie jeden Mittag Zeitungen lasen. Er war sehr empfänglich für den Schimmer von angeborener Bornesheit, den die Gesellschaft der beiden adeligen Damen auf ihn warf. Er genoß (mit etwas schlechtem Gewissen freilich) die sehr vornehmen Titel, mit denen ihn die Angestellten im Hotel und dergleichen Leute überall anredeten. Auf seine eignen Landsleute hingegen wirkte seine falsche Baronswürde nie lange illudierend. Obwohl das Zusammenleben mit der Hofjägermeisterin sein Wesen noch mehr abgeschliffen hatte, verriet sich der heimtückische Zeppe unweigerlich unter der Maske des Weltmanns; und war man von Anfang an ein wenig darüber in Zweifel gewesen, wofür man ihn halten sollte, so erfuhr man bald durch seine eigne Offenheit mehr von seinem Lebensziel und seinen Plänen, als vielen zu wissen lieb war.

Er war nicht als Pilgrim irgendwelcher Art nach Rom gekommen. Wie ihn die Museen nicht anzogen, ging er auch recht gleichgültig an den stets offenen Kirchentüren vorüber, durch die der Weg für seine Reisebegleiterinnen wie für so viele andre Fremden zu dem eigentlichen Rom führte; diese vierhundert kellerdunklen, wehrauchgeschwängerten, durch Wachskerzen und kleine Oellampen erhellen Räume, in denen das Mittelalter noch in ungeschwächter

Jungheit und Kraft lebte, eine Welt der Stille inmitten des Straßenlärms, ein Vorhof des Himmels, wo nur in Tönen gesprochen wurde, und wo der Lobgesang nimmer verstummte.

Das älteste Rom, die Ruinen der Antike, zogen Hans an in dieser Stadt der Städte, der „ewigen“ Stadt, dem Mausoleum der Weltseele. Aber auch hier war es weit weniger die Schönheit der Architektur, die ihn beschäftigte, als die Masse der Mauern, die Solidität des Mauerwerks, die ganze italienische Kraft, die sich in diesen zweitausendjährigen Miesenwerken entfaltet hatte. Nichts fesselte ihn deswegen so sehr wie Caracallas und Diokletians Bäder und das Kolosseum. Stundenlang konnte er in dem wüsten, öden Innern des Amphitheaters sitzen und sich damit beschäftigen, es in Gedanken von Grund auf wieder aufzubauen, es mit einem Geflecht von Stellanen zu umgeben auf einem ungeborenen Arbeitsplatz, der mit zyklopischen Steinblöcken, Ochsenkarren und Hunderten von schweißtriefenden Sklaven angefüllt war, und es von hier aus sich Stück für Stück erheben zu lassen wie das Fundament zu einem Turm von Babel.

Und diese Träumereien führten ihn wieder zu den Büchern zurück. Diese antiken Mauerkolosse erweckten in ihm das Verlangen, etwas mehr von dem Römervolk und seinem Schicksal zu wissen als das höchst Unklare, dessen er sich aus seiner Schulzeit erinnerte. Aus der Bibliothek des skandinavischen Vereins entlieh er Mommsens „Römische Geschichte“, und mit der eigenartigen Energie, die er stoffweise entwickeln konnte, arbeitete er sich in kurzer Zeit durch das bändstarke Werk hindurch.

Zum erstenmal in seinem Leben ergriff ihn hier eine historische Stimmung. Sein Blick war bisher stets abnungslos vorwärts, auf die zu erwartende große Zeit gerichtet gewesen — die Vergangenheit hatte ihn niemals beschäftigt. Jetzt war es ihm ein förmlicher Genuss, oben zwischen den Ruinen des Palatinerberges zu sitzen und den Rücken gegen einen sonnendurchwärmten Säulenschaft

gelehnt, von den Männern zu lesen, die von dieser Stätte aus die Welt beherrscht hatten. Auch führten ihn diese Studien zum erstenmal ganz hinten herum um das verhaßte Christentum in eine Kultur ein, die gänzlich unbeeinflusst war von der Geistesmacht, die für ihn den Fluch der Gegenwart bedeutete. In den Heldengestalten der Republik fand er die vorbildlichen Charaktere, die er bisher vermist hatte. In diesem ganzen praktisch veranlagten, handelsmütigen, klugen und unfehlbaren Heidenvolk erblickte er den Menschen in unverzerrter Ursprünglichkeit, das Titanengeschlecht, von dem er unklar geträumt hatte, dem er sich verwandt fühlte.

In einem seiner Briefe an Jakob schrieb er begeistert: „Niemals habe ich so mächtig wie hier unten gefühlt, Welch ein Verbrechen gegen die Menschheit das Christentum gewesen ist. Niemals habe ich mit einem solchen Schamgefühl begriffen, wie hoch wir noch emporzuklimmen müssen, um dem Geschlecht bis an die Schultern zu reichen, dessen Menschengröße zu verdächtigen jener bleiche Bastard aus Nazareth sich erhebt hat. Kennst du die Erzählung von König Budel? Als das Schicksal einmal gewollt hatte, daß die Majestät mit schiefen Weinen und einem Knick in dem Rücken geboren war, wurde eine Verordnung erlassen, die alle Begriffe im Lande auf den Kopf stellte. Ein gerader Rücken ward ein Budel genannt, der Miese ein Zwerger. — In diesem verrückten Lande leben wir noch heutzutage!“

Nach einem zehntägigen Aufenthalt erhielt die Hofjägermeisterin ein Telegramm von ihrem Gatten, der krank gemorden war und ihre Rückkehr wünschte. Da brachen denn die beiden Schwestern auf, obwohl die Baronin ein wenig jammerte, daß sie Rom verlassen sollte, ohne eine Audienz beim Papst gehabt zu haben, wovon sie die ganze Zeit gefaselt hatte.

Der Abschied von Hans war von seiten der beiden Damen sehr herzlich. Die Hofjägermeisterin nahm ihm das Versprechen ab, sie und ihren Mann einmal auf Raers-